

MAI 2018
KOSTENLOS
ORIGINALAUSGABE:
ENGLISCH

KLANDESTINE ANARCHISTISCHE ZEITUNG

INMITTEN DER GESELLSCHAFT...

Da und dort auftauchend, mit dem starken Bedürfnis nach Nähe, Vertrauen und Komplizenschaft. Immer auf der Suche nach einem Leben, das sich echt anfühlt. Das sich nicht in verschiedenen Abstufungen zensieren muss. Das durch Authentizität die eigene Fährte Richtung Kohärenz freudig aufzunehmen bereit ist. Das mehr sein will, als ein herumschwirrender Schatten inmitten der Gesellschaft...

Das vorliegende Zeitungsprojekt *Fantasma* ist ein Ausdruck dieser Suche. Es entspringt dem Umstand der unfreiwilligen, aber selbst gewählten Klandestinität und ist dementsprechend nicht ortsgebunden. Wir, die Autorenschaft, hegen das Bedürfnis, als Unsichtbar-Gemachte über dieses Unsichtbar-Sein zu sprechen. Über gemachte Erfahrungen und Überlegungen in dieser Situation. Von uns, aber auch, und das wäre sehr schön, von anderen Gefährt*innen, die sich momentan auf einer solchen Reise befinden oder einst befunden haben. Und da das Unsichtbare nicht ohne sein Gegenstück existieren kann, ermutigen wir auch all die *Sichtbaren,* die indirekt von einer solchen Situation betroffen sind, eigens verfasste Artikel einzuschicken. Um die Überlegungen und Initiativen, fernab von technischen Fragen, öffentlich zur Debatte zu stellen und somit einen Raum für Diskussion und Austausch mit allen Interessierten zu eröffnen.

Das Bedürfnis, die sich in alle Richtungen erstreckende Mystifizierung der Klandestinität, von dem Trugbild des wilden und spektakulären Rebellen-Lebens (eine Fiktion aus Hollywood mit seinen üblichen Rollenverteilungen, bestehend aus Akteur*innen und Zuschauer*innen) bis hin zu jenem Trugbild des ängstlich-paranoiden Vagabunden-Lebens, zum Boden der Tatsachen hin aufzulösen. Bestimmt gibt es Momente voll von wildem Enthusiasmus und Tatendrang. Genauso wie voller Zweifel und Verzweiflung. Doch bilden diese beiden Pole lediglich den Schwarz/Weiß-Rahmen, der die vielen Graustufen, die uns ausmachen, beieinander hält. Diesen Rahmen als das Ganze zu verkennen und daraus ein fixes Bild werden zu lassen, würde nur dazu führen, das komplexe Leben mit all seinen Wirrungen auf das sich reproduzierende Spektakel mit seinen vorgefertigten starren Bildern und Rollen zu reduzieren.

Das Bedürfnis, durch dieses Kommunikationsinstrument all die verborgenen Fähigkeiten des Individuums, seine Autonomie, sowie seine endlosen Handlungsspielräume hervorzuheben, und es somit als Ausgangspunkt für eine revolutionäre Transformation der Gesellschaft zu definieren. Egal, in welcher spezifischen Situation es sich gerade befindet.

Dem staatlichen Verfolger den Mittelfinger zeigend, hoffen wir, mit diesem Blatt einen Beitrag zum anarchistischen Projekt zu leisten und uns zusammen mit ihm weiterzuentwickeln. Um dieses bescheidene Projekt jedoch bekannt zu machen und es in alle Himmelsrichtungen verstreuen zu können, sind wir auf die Solidarität der Sichtbaren angewiesen. Denn unsere Situation erlaubt es uns leider nicht, euch aufzusuchen, euch kennenzulernen, mit euch von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, unser Projekt an einem Info-Abend vorzustellen oder dergleichen.

So rufen wir euch auf, diese unregelmässig erscheinende Zeitung zu vervielfältigen, zu verteilen und in die Knäste und die hintersten Winkel dieser Gesellschaft weiterzureichen. Damit sie Teil einer herrschaftsfeindlichen Debatte, mit Kurs auf die soziale Revolution, sein kann, über die Grenzen der Sichtbarkeit hinaus, und zu subversivem Handeln anregt. Vielen Dank für eure Solidarität und Unterstützung durch Worte und Taten...

Wir hoffen, von euch Beiträge, Anregungen, sowie Kritiken auf die unten stehende Mail-Adresse zu erhalten. Zudem freuen wir uns auf Übersetzungen der jeweiligen Ausgabe (die ebenfalls auf diese Mail-Adresse gesendet werden können), damit diese wiederum gelayoutet und publiziert werden kann.

fantasmamagazine@riseup.net
(zur eigenen Sicherheit TOR-Browser benutzen)

IN DIESER AUSGABE

WIR SIND HIER

Nachdem der spanische Anarchist Gabriel Pombo da Silva im Sommer 2016 kurzzeitig aus seiner über 30-jährigen Haft entlassen wurde, mit der Aussicht, 45 Tage später wieder eingesperrt zu werden, entschied er sich, zusammen mit einer Gefährtin, Elisa, unterzutauchen, um die neu gewonnene Freiheit nicht wieder herzugeben. Anfang des Jahres 2017 veröffentlichte er dann einen Brief, in dem beschrieben wird, wie die Bullen durch eine "anarchistische" Informantin auf sie beide gestoßen sind, und warum sie nach 24h wieder freigelassen werden mussten. Gabriel beendet den Brief mit folgenden Worten: „An alle, die mich weiterhin unterstützen wollen und ihre vorbehaltlose Liebe zukommen lassen wollen. Ich bin hier! An alle, die mich weiterhin ermeucheln wollen. Ich bin hier!“ Die Protagonist*innen, wie auch deren Vorgeschichte, spielen hier in diesem Artikel jedoch nur eine geringfügige Rolle. Vielmehr geht es um die Entscheidung, sich nicht nach dem Takt der Gesetze zu bewegen, sondern sich während dieses Totentanzes, wissend, dass die Schergen einem stets auf den Fersen sein werden, aus dem Staub zu machen, um sich die Möglichkeit zu bewahren, weiterhin außerhalb der Gefängnisse gegen deren Logik und Existenz kämpfen zu können. Man könnte meinen, dieser Entscheidung läge ausschließlich eine zuvor intensiv geführte Auseinandersetzung der Betroffenen, über die Eventualität des Verschwinden-Müssens, zugrunde. Dem ist nicht zwangsläufig so. Das Leben verläuft nicht linear und planmäßig, und so durchkreuzen Zu- und Abfälle unsere Vorhaben. Und meistens genau dann, wenn wir sie am wenigsten erwarten. Für 100 Gefährt*innen auf der Flucht gibt es mindestens 100 Gründe zu 100 unterschiedlichen Zeitpunkten, die sie dazu veranlassten und zur Entscheidung brachten, den Weg der Klandestinität einzuschlagen. Sich also quasi als Trockenübung gedanklich in so eine Lage zu versetzen und vehement die Frage beantworten zu wollen, wie man selbst als betroffene Person handeln würde, ist zwar ein spannendes und vielleicht beruhigendes Gedankenexperiment, aber halt auch nicht viel mehr als das. Ein wechselwirkendes Phänomen von Imagination und Wirklichkeit, das jeweils an der anderen Klippe zerschellt. Denn davon auszugehen, dass man, mit genügend technischer Vorbereitung im Vorfeld, Gewissheit darüber habe, wie man sich selbst (und sich die Dinge um einen herum) verändern wird, ist eine Illusion. Gewissheit im Sinne von konkreten technischen Vorkehrungen, wie z.B. eine erste Flucht-

(Fortsetzung Seite 2)

„Es ist doch nicht des Habens wegen, dass man lebt, sondern des Wünschens wegen, des Wagens, des Spielens wegen, dass man lebt.“

(B. Traven, das Totenschiff)

WENN ALLES AUS DEN BAHNEN GERÄT

Kein Mensch kann in permanenter Ungewissheit längerfristig gut leben. Wir brauchen vertraute Dinge, Orte, andere Menschen, worauf wir uns beziehen können und woran wir uns orientieren. Wir brauchen eine gewisse Stabilität und Berechenbarkeit, inwiefern sich die Dinge um uns herum verändern, so klein dieser Umkreis auch sein mag. Unser gesamtes Umfeld mag sich zwar verändern, doch bleibt seine Existenz lebenswichtig. Sowie auch die Existenz dessen, eigene Entscheidungen treffen zu können und zu handeln, an Orten die man kennt und mit Menschen, die man liebt.

Ich bin in einer Gesellschaft aufgewachsen, in der diese Bedürfnisse jedoch nicht von den Individuen selbst definiert werden, sondern ausschließlich vom Staat und seinen Institutionen. Sie präsentieren sich als Garant für Stabilität, Sicherheit und Schutz des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Alles scheint zu funktionieren. Alles verläuft in den von ihnen vorgegebenen, geregelten Bahnen. Alle finden darin ihren Platz, auch wenn er noch so beschissen und aussichtslos ist. Für alle Meinungen, Kritiken und Widersprüche gibt es Raum zur Entfaltung, solange sie ihre vorgesehenen Bahnen nicht verlassen. So lange sich die Rädchen drehen, ist in der farbigen Warenwelt der Demokratie für alle und alles gesorgt… Wie B. Traven einmal sagte - „gehen Menschen nichts lieber als ausgetretene Pfade, denn da fühlt man sich so schön sicher“. Doch was passiert mit uns, wenn wir auf einmal mit unkontrollierbaren Situationen konfrontiert werden, die uns zwingen, diese bekannten Bahnen oder Pfade zu verlassen? Wenn plötzlich nicht mehr alles so funktioniert und reibungslos



verläuft, wie es eigentlich vorgesehen ist?

Einmal das Licht der Welt erblickt, nimmt die Fremdbestimmung ihren Lauf. Uns wird keine Zeit gelassen, um die Welt, seine Abenteuer und Geheimnisse aus den noch frischen Kinderaugen bestaunen und erkunden zu können, auf all die aufkommenden Fragen selbst Antworten zu finden… Von klein auf werden wir in ein allumfassendes Gedanken- und Verhaltensgerüst hinein gezwängt. Es formt und lehrt uns, wie wir zu leben und zu denken haben; lehrt, wer wir zu sein haben, wie wir aussehen sollen und was von uns erwartet wird. Wir kennen unsere Freiheiten und Rechte, kennen die Drohungen bei Missachtung der Regeln. Wir werden sanft und mit aller Härte daran gewöhnt, zum Wohle eines übergeordneten, gesellschaftlichen "Friedens" unsere eigenen Bedürfnisse zurück zu stecken; lernen andere auszubeuten und uns selbst ausbeuten zu lassen. Auf all die Fragen des Lebens sind bereits Antworten gefunden worden, die nicht mehr hinterfragt werden müssen. Für alles gibt es vorgefertigte Schablonen, auf die zurückgegriffen werden kann, und die, nur allzu oft, der Realität einfach aufgedrückt werden.

Risse im "Großen"...

All diese Normen brennen sich tief in unser aller Unterbewusstsein ein und prägen unsere Vorstellungen, Verhaltens-muster und Handlungen. Ziel ist es, das individuelle Handeln und dessen ungeahnte Möglichkeiten zu beschränken und es in gesellschaftlich geordnete Abläufe zu überführen. Dies funktioniert durch die damit einhergehende, gegenseitige soziale Kontrolle, denn alle haben sich gefälligst anzupassen und sollen sich an die uns diktierten Verhaltensregeln halten. Das Handeln und Reagieren der Individuen wird so in einem gewissen Masse vorhersehbar, algorithmisch und engt ihre Verhaltensmöglichkeiten durch andauerndes Reproduzieren extrem ein. Wird dieses reibungslose Funktionieren der Gesellschaft jedoch unterbrochen, sind die darin betroffenen Menschen mit vielen, vielleicht noch nie dagewesenen Fragen konfrontiert. Das, was wir zuvor noch als allgegenwärtige, unverletzliche und unangefochtene bestehende Ordnung wahrgenommen haben, bekommt Risse, funktioniert nicht mehr. Wir werden von der Situation selbst auf einmal aufgefordert, nach möglichen Antworten zu suchen, da von Außen keine zu erwarten sind; wir müssen also neue Wege ausprobieren, anfangen selbstbestimmt und selbstorganisiert zu handeln, denn die Verantwortung kann nun nicht mehr delegiert werden. In so einer Disfunktion, in welcher ge-wisse Aufgaben und Zwecke einer Gesellschaft und ihrer staatlichen Kontrolle für kurz oder länger abwesend sind, erkennen vielleicht die Einen oder Anderen die Fremdbestimmung und Abhängigkeit von all den Strukturen, welche sie zuvor nicht als solche *(Fortsetzung Seite 3)*

WIR SIND HIER (Fortsetzung)

destination oder seriöse solidarische Kontakte, die Unterstützung bieten, verschafft einem zweifelsohne einen riesigen Vorteil. Doch mit dem komplexen Ganzen des Problems verglichen, verbleibt dieser Vorbereitungsaspekt bei einer Äußerlichkeit. Man könnte ihn mit einem Erste-Hilfe-Einsatz vergleichen, der zwar unglaublich wichtig ist und bleibt, jedoch die "Selbst-Genesung" nicht ersetzen kann. Diese "Selbst-Genesung", verstanden als eigene Lebenskraft, die durch nichts und niemanden ersetzt werden kann, sind die eigenen Ideen und Überzeugungen. Sie geben dem Leben Orientierung und sind ihm einen Kompass. Dies umso mehr, wenn alles Bekannte und Vertraute wegfällt, und man sich ständig an neuen Orten unter neuen Menschen wiederfindet.

In einer Situation, in der man Gefahr läuft, als blosser Schatten einer grauen Gesellschaft zu verblassen, kann dieser Kompass einem auch dazu verhelfen, die Rolle des Schattens für sich zu nutzen, seine Vorzüge kennen- und wertschätzen zu lernen, und als unbekanntes Element der sozialen Spannung die Herrschaft angreifen zu können. Denn antiautoritäre Subversive auf der Flucht bedeuten immer auch, den Konflikt mit jeglicher Herrschaft über alle Grenzen hinaus zu verstreuen und in allen Ecken der Welt zu schüren. Im oben erwähnten Brief steht „ich bin hier“ für ein einzelnes Individuum. Für mich steht es jedoch für alle, deren Takt der Klandestinität sie Tag für Tag aufs Neue zum Tanz bittet - wir sind hier.

HEIMAT(LOS)?

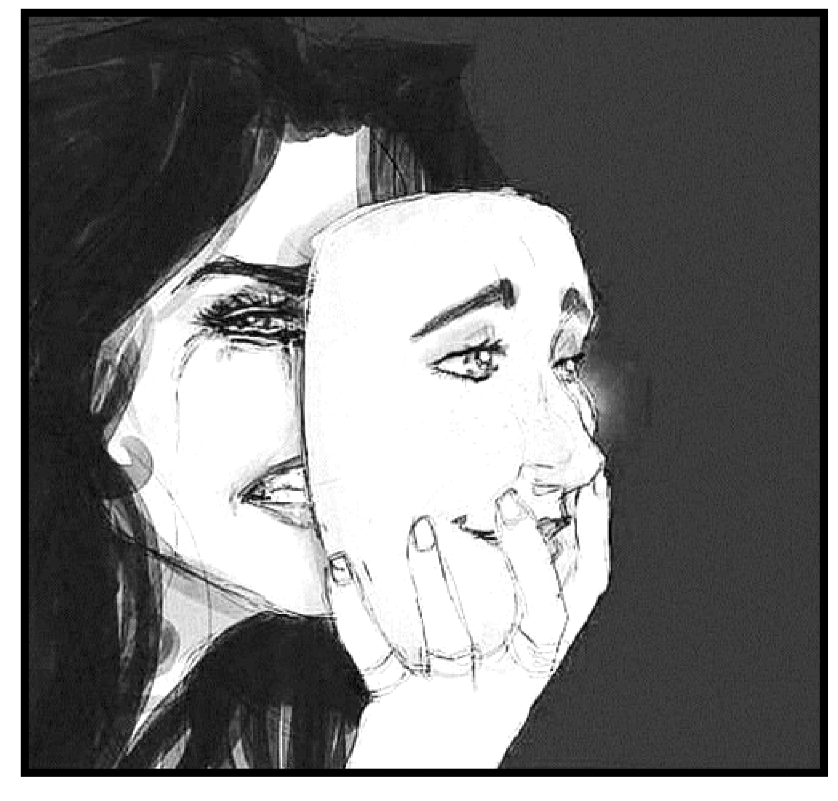
Ein gewisser Ort. Vertraute Gefühle und Gedanken. Orientierung. Erinnerungen. Tausend aufregende wie langweilige Geschichten, und eine ganz persönliche. All das bedeutet Heimat für mich. Wohin ist sie also gegangen, meine Heimat? Oder bin ich gewichen? Wenn sich das Auge des Betrachters schließt, bleibt nicht viel mehr als das Nichts, das sich auf dem kalten Boden der Tatsachen ausbreitet. Wir wurden physisch getrennt, meine Heimat und ich. Aber ich frage mich nun rückblickend, wie lange unsere Leben sich schon voneinander entfernt haben, als ich noch dort war. Was waren diese vertrauten Gefühle und Gedanken nochmals? Und was machte diesen Ort so speziell? Konnte ich mich, abgesehen von der banalen Geographie, tatsächlich orientieren? Diese alte Heimat da am Horizont, nach der ich noch ab und an meine Hände strecke, war sie jemals etwas anderes als eine Fata Morgana? War ich doch nie wirklich für sie gedacht, geschweige denn sie für mich. Und doch stürzte ich mich in ihre lokalen Tiefen, um sie, mich selbst und unser Verhältnis zueinander besser verstehen zu lernen. Viel zu oft hatte sie jedoch andere Pläne und ließ mich fragend zurück. Ich hasste und liebte sie zugleich. Ich wollte sie, aber ich wollte sie anders als sie war und sich entwickelte – fundamental anders! Ist es denn möglich, frage ich mich, an diesem Punkt noch von *meiner Heimat* zu sprechen? Ich denke nicht. Es war nicht mein Fortgehen, dass unsere Trennung markierte. Es war ihr funkelnder Glanz, ihre soziale Abwesenheit, ihr Kontrollwahn und ihre zunehmende Sterilität, die uns innerlich, und schließlich auch äußerlich voneinander entfernten. Die Zeit heilt die wenigsten Wunden, und so blicke ich heute mit räumlicher und zeitlicher Distanz auf diese Heimat zurück, und bin angewidert und wütend: denn es ist sie, die täglich versucht, das, was ich *Zuhause* nenne, meine Bekanntschaften, Freundschaften, Vertrauten und Affinitäten mit immer schrofferen Methoden zu verdrängen und zu knebeln.

Wozu also ihr, dieser Heimat, nachtrauern, wenn sie doch so eifrig dabei ist, sich in ein Monster zu verwandeln? Vielleicht einfach deshalb, weil sie ein mir bekannter Feind war, dessen Schwächen ich herauszufinden, zu analysieren und auszunutzen wusste. Um dieser Arbeit wieder nachgehen zu können, muss ich also die Erforschung des mir noch unbekannten Terrains meines "neuen" Feindes aufnehmen. Und wer weiß, vielleicht stosse ich ja bei diesen Erkundungen auf eine Erweiterung meines vertrauten Zuhauses...

GEGEN DIE VERNETZTE EINSAMKEIT

Heutzutage, im Jahr 2017, in einer global vernetzten Zeit, in der alles und zugleich nichts möglich scheint, wird der Grad der zuvor noch geglaubter unversöhnlicher sprachlicher Gegensätze schmaler und schmaler. Ja, er tendiert förmlich dazu, zu verfließen und schlussendlich zu verdampfen. Die Sprache als Instrument zur Kommunikation mit all ihren Feinheiten, Unterschieden und Widersprüchen läuft dabei Gefahr, im Kontext einer immer entfremdeteren Warengesellschaft, deren gemeinsamer Nenner sich auf Trendwörter-Kreationen und Symbolik reduziert, sich im Sumpf des Nonsens und der Willkür zu zersetzen. Doch geht es mir hier in keinster Weise darum, nostalgisch den Verfall der Sprache zu beklagen. Für so was gibt es Uni-Professor*innen.

Mir ist daran gelegen, aufgrund der aktuellen technologischen Veränderungen, die auf eine allumfassende Vernetzung der Gesellschaft abzielen, vorallem ein sprachlicher Gegensatz philosophisch auf seinen Inhalt zu untersuchen und neu zu bewerten, um darauf aufbauend eine subversive These in den Raum zu werfen. Der Gegensatz bezieht sich auf die Begriffe des *Allein-Seins* und des *Zusammen-Seins*. Dies mag vielleicht zuerst sehr banal klingen. Betrachtet man diesen sprachlichen Gegensatz im heutigen digitalen Zeitalter jedoch etwas genauer, so wird ersichtlich, dass es sich durchwegs komplex gestaltet, die charakteristischen Eigenschaften dieser beiden Begriffe zu definieren. Gibt es in einer global vernetzten Welt überhaupt noch das Phänomen des Allein-Seins? Und wenn nicht, was bedeutet dieses permanente Zusammen-Sein für die Individuen? Was verrät uns dies über die Qualität der sozialen Beziehungen? Oder anders gefragt: wenn der Großteil der Gesellschaft das Allein-Sein sowie das



Zusammen-Sein (hier verstanden als interaktive, direkt erfahrene soziale Beziehung) immer weniger erlebt, welches Attribut könnte ihr "sozialer Zustand" beschreiben? Ich entschied mich dazu, diesen Zustand, der die Individuen weder allein noch zusammen sein lässt, als *vernetzt* zu definieren. Vernetzt-Sein meint also in diesem Kontext, durch algorithmische Codes mit anderen Individuen (potentiell) in Kontakt zu stehen, ohne dabei eine soziale Verbindung mit dementsprechender Verantwortung eingehen zu müssen. Zudem meint es, nicht wirklich eine Wahl zu haben, ob man vernetzt sein will oder nicht, wenn man den sozialen (und auch ökonomischen) Anschluss nicht verlieren möchte. Das Allein-Sein, und sei es auch nur temporär, wäre eine Entscheidung, die Letzteres möglicherweise zur Folge hätte. Zusammengefasst: niemand ist allein, niemand ist zusammen, alle sind vernetzt. Oder anders ausgedrückt: alle sind allein, alle sind zusammen, niemand ist verbunden.

Um das Qualitätsmerkmal dieser sozialen *(Fortsetzung Seite 4)*

WENN ALLES...
(Fortsetzung)

wahrgenommen haben. Solche Situationen können Unmengen an Möglichkeiten der individuellen oder kollektiven Befreiung und Weiterentwicklung beinhalten, genauso wie sie Individuen auch noch mehr in die offenen Arme des Staates treiben können. Wenn alles aus den Bahnen gerät, man gezwungen ist, sie zu verlassen, entdeckt man vielleicht unbekannte Nebenwege, stößt an neue Grenzen, lernt sie kennen und kann einige davon überwinden oder unwirksam machen. Risse in der Normalität sind aber nicht immer nur befreiend und schön. Sie machen auch Angst und können schmerzhaft und brutal sein, vor allem wenn sie plötzlich und mit voller Härte, dazu noch in einem scheinbar sehr ungünstigen Moment, eintreten.

wie im "Kleinen"

Mich hat ein unerwartetes, einschneidendes Ereignis selbst sehr erschüttert. Ich verlor die Kontrolle, mein Leben glitt mir durch die Finger, nichts oder nur wenig war in diesem Moment wirklich fassbar. Meine eigene kleine Welt schien einzubrechen, mit allem, was ich bis dahin "aufgebaut" und geliebt hatte. Denn ich musste/wollte von der Bildfläche verschwinden. In der Vergangenheit habe ich mich nur sporadisch mit dem Thema "Klandestinität" auseinandergesetzt. Ich wusste, dass Situationen wie diese eintreten können, wenn man sich für ein rebellisches Leben entscheidet, doch ehrlich gesagt rechnete ich meistens eher mit der Möglichkeit, in den Knast zu kommen, als sich im geeigneten Moment noch absetzen zu können. Dementsprechend war es wie ein harter Schlag ins Gesicht und gleichzeitig eine sehr schizophrene Situation, denn ich konnte so die geliebte Freiheit bewahren. Meine Gedanken wurden von einem dicken Nebel betrübt, der Boden unter meinen Füßen schien sich zu verflüchtigen und ich fand keinen Halt mehr, drohte tief zu stürzen. Alles schien ungewiss, wurde ich doch allem Geliebten und Vertrauten beraubt.

Zeit heilt keine Wunden, doch sie macht Gedanken wieder klarer (mit ihnen kam das Bewusstsein zurück, dieser Situation nicht total ausgeliefert zu sein; dass es an mir liegt, was ich aus dieser Situation mache, wie ich mich entscheide und darin handeln werde). Was zur Heilung der Wunden jedoch beiträgt, ist der Angriff. Der Angriff auf jene Welt, die mir diese Wunden zufügt und mich zwingt, fremdbestimmt zu leben. Der Angriff auf all die sichtbaren und unsichtbaren Grenzen, welche sich mir in den Weg stellen. Aber auch mich selbst in Angriff zu nehmen, mit all den Ängsten und Zweifeln, die dabei aufkommen, mit all den sichtbar werdenden, konditionierten Normen, die mich begleiten. Mein sonst nach außen gerichteter Fokus fiel plötzlich auf mich, als alles Gewohnte abwesend war. Vergessen geglaubtes kam an die Oberfläche, ich war gezwungen, meine darin aufkommenden Erinnerungen und Schmerzen zu erkunden. Unglaublich, was alles in einem schlummert...

Doch wurde gleichzeitig eine unbeschreibliche Energie freigesetzt, die meinen ganzen Körper und Geist durchdrang. Ich fühlte und fühle eine innere Entschlossenheit und Liebe zur Freiheit, wie ich sie nur selten zuvor wahrnahm. Ein Wille zu leben und die kindliche Freude, damit experimentieren zu können. Wissend, das Irrwege und Risiken mich begleiten werden; dass sich mir tausend Monster in den Weg stellen werden. Wissend, dass der Untergrund, auf den ich wieder anfange zu bauen, wackelig ist und jederzeit einstürzen könnte.

Diesen Umständen trotzend geht meine tägliche Suche weiter, immer dem Horizont, meinen Träumen und Verlangen entgegen. Denn ist es doch nicht des Habens wegen, dass ich lebe, sondern des Wünschens, des Wagens, des Spielens wegen…

INCOGNITO
"SICH ABSETZEN"

Die hier abgedruckten Textauszüge des Artikels "Sich absetzen" entnehmen wir dem Buch Incognito – Experiences that defy iden-tification, *welches seine erste Auflage auf italienisch im Jahr 2003 kannte (mittlerweile ins Französische und Englische übersetzt). Wir denken, dass die hier ausgewählten Passagen die überfordernde und stets "ungünstige" Situation, plötzlich vor dem Verschwinden-Müssen zu stehen, sehr gut illustrieren und wichtige Fragen aufwerfen, die es wert sind, zu diskutieren. Das sehr empfehlenswerte Buch besteht aus verschiedenen Artikeln von meist anarchistischen Gefährt*innen, die damals in der Klandestinität gelebt haben, oder auf frühere selbst gemachte Erfahrungen zurückblicken. Es sind persönliche Erfahrungsberichte, Vorschläge, sowie Überlegungen praktischer wie auch theoretischer Natur, die den/die Leser*in auf die unterschiedlichsten Abenteuer – schmerzvolle wie auch kraftspendende – mitnehmen und einen klitze-kleinen Einblick in die Lebensbedinungen jener erlauben, die durch gesetzliche Verfolgungen "inexistent" werden mussten.*

Noch nie verspürte ich dieses starke Zugehörigkeitsgefühl zu einem Gebiet, seinen Traditionen und seiner Kultur. Nie spürte ich Wurzeln in mir wachsen, die mich an einen Ort hätten binden können. Ich glaube, dass mir dies auch in dem Moment half, als ich entschied, aus den Augen der Bürokratie und des Gesetzes zu „verschwinden“. Als mein Haus das erste Mal durchsucht wurde, fragte mich ein Bulle, ob ich das erwartet hätte. Ich antwortete, dass mich dies, als bei ihnen bekannte Anarchistin, überhaupt nicht überraschte. Später überraschte mich also auch die Feststellung nicht, dass es Zeit war, die „Umgebung zu wechseln“. Lebensentscheidungen bedeuten Verantwortung zu übernehmen und dem Feind gegenüber zu treten impliziert bestimmt auch die Lust, ihm zu entkommen, vor seiner repressiven Macht zu fliehen und dabei auch einen hohen Preis zu bezahlen: sich von den Orten und Menschen, die man liebt, zu entfernen. Letztendlich war das eine Eventualität, mit der ich gerechnet hatte, ein möglicher Moment auf meinem Weg. Als dieser Moment kam, überraschte es mich nicht, dass er dringend und real geworden war. Aber klar ist, dass ich ziemlich verloren war. Einerseits, weil die Realität sich immer vom Imaginären unterscheidet, anderseits, weil ich, in diesem Moment, mit einer niemals vorhergesehenen Situation konfrontiert war. Ich musste mich nicht alleine oder mit einem/r Gefährt*in darauf einlassen, sondern mit meinem Kind. […] Der *(Fortsetzung Seite 4)*

GEGEN DIE VER...
(Fortsetzung)

Zustände zu eruieren, ist es wichtig, den gesellschaftlichen Kontext miteinzubeziehen. Die rasche technologische Entwicklung der Telematik, und mit ihr die moderne digitale Sphäre, erreichte in nur drei Jahrzehnten eine solche Totalität, dass sie heute nur noch schwer aus dem sozialen Leben wegzudenken ist. Und obwohl allem Anschein nach niemand mehr allein sein muss – da es als Ersatz für soziale Beziehungen nun "soziale Netzwerke" jeglicher Art im Internet gibt – leben wir in einer Zeit, in der die Vereinzelung, und mit ihr die Einsamkeit der immer enger aufeinander lebenden Individuen stark zunimmt. Wenn es also stimmt, dass sich die meisten Individuen einsam und daher schwach fühlen, obwohl sie sich andauernd "in Gesellschaft" befinden, ob nun virtuell oder nicht (Sich-in-Gesellschaft-Befinden wird gemeinhin als Norm klassifiziert, und diese demonstriert durch ihren ausschließenden, faschistoiden Charakter immer Stärke), müssen wir uns folglich der Frage der sozialen Beziehungen, mit sich selbst und mit anderen, zuwenden, um dem sozialen Elend eine subversive These der individuellen und kollektiven Selbstbefreiung gegenüber zu stellen.

Das Potential des Allein-Seins

Individuen, die gerne mit sich selbst sind oder alleine agieren, werden oft als Einzelgänger*innen, Egoist*innen, oder als sozial inkompetent stigmatisiert, immer mit der Argumentation, dass der Mensch doch ein soziales Wesen sei und es sich deshalb nicht anschicke, sein eigenes Ding, ohne Rücksicht auf andere, zu tun. Allein sein zu wollen ist demnach etwas unsoziales, da es die Gemeinschaft ausklammert. Willkommen in der verkehrten Welt! Allein sein zu können, es mit sich selbst auszuhalten, ja, sich ohne andere in Verbindung mit eben diesen und mit sich selbst zu fühlen, das alles soll unsozial sein...? Der Zustand, ohne andere zu sein und sich so zwangsläufig mit sich selbst auseinanderzusetzen, birgt für das Individuum ein ungeahntes Potential an Selbstentwicklung auf verschiedensten Ebenen: die Abwesenheit von allem, was sonst Sicherheit verspricht, was verunsichert, verwirrt oder beurteilt, wirft das Individuum auf sich selbst zurück und lehrt es, die von der Gesellschaft verteufelte Leere (fehlendes Senden und Empfangen im wörtlichen wie auch übertragenen Sinne) als Möglichkeit zur freien Gestaltung zu betrachten. Hier, an diesem Punkt des Allein-Seins, beginnt die Phantasie, und mit ihr eröffnen sich dem alleinigen Individuum ganz neue Felder: die der geistigen Erweiterung des eigenen Horizonts, oder die der potentiellen Überwindung von eigenen Ängsten durch Selbstkonfrontation, wie z.B. die der Einsamkeit. Es versteht sich von selbst, dass es für nichts eine Garantie gibt. So auch nicht für das Glück, die Stärkung des Selbst durch Überwindung von eigenen Ängsten, oder den sich entwickelnde Drang zur Subversion, bloß indem sich die äußeren Bedingungen geändert haben. Doch anders als im vernetzten Zustand, eröffnet das Allein-Sein einen Raum für all das. Eine Möglichkeit also, die dazu genutzt werden könnte, den eigenen Käfig zu verlassen und als unkontrollierter Wirbelsturm das zuvor noch für unmöglich Geglaubte in die Tat umzusetzen. Als ein Experiment, dem viele



weitere Folgen werden. Natürlich sind diese Erfahrungen des Allein-Seins auch gezeichnet von Einsamkeit und Orientierungslosigkeit. Doch ähnlich einem beanspruchten Muskel, der Risse ins mentale Innenleben des Individuums reißt, die dann nach einer Weile ihre positive Umkehrung – mentale Stärkung – erleben, sind diese nicht von Dauer. Nicht als fix definierte, allgemeine Kausalität, die besagt, mentaler Schmerz gleich mentale Stärkung, sondern als prozesshafte Tendenz, die sich, bezogen auf das mentale Innenleben, immer wieder beobachten lässt.

...des Zusammen-Seins, der Solidarität

Sprachliche Gegensätze bedingen einander, um existent zu werden. So braucht das Allein-Sein das Zusammen-Sein und umgekehrt, um sich überhaupt erst definieren zu können. Verstehen wir das subversive Potential beider sozialer Zustände und ihr gegenseitiges Ineinander-Greifen, so verstehen wir auch, dass sie, trotz ihres sprachlichen Dualismus, sich im Kern gegenseitig beinhalten. Denn wer bereit ist, sich auf andere einzulassen, mit ihnen in unvermittelte verantwortungsvolle Beziehung zu treten – ohne die vernetzte Möglichkeit, das Fenster weg zu klicken – und somit soziale Verbindungen einzugehen, die in ihrer sich vertiefenden Entwicklung alle Facetten menschlicher Unzulänglichkeiten enthalten, eröffnet die Möglichkeit des Sich-Wiedererkennens in Worten und Taten anderer und somit die Schaffung von Solidarität. Doch um sich selbst in Worten und Taten anderer wieder zu erkennen, bedarf es eines Prozesses der Selbsterkenntnis, der schlussendlich nur durch das Individuum selbst voran getragen werden kann. Und mit diesem Prozess ist das Individuum immer allein.

...und deren subversive Kraft

Begreift man die vernetzte Gesellschaft nicht als ein abgeschlossener Prozess, sondern als eine ständige soziale Reproduktion der individualisierten Massen und als technologisierte Weiterentwicklung der Herrschenden zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, bleibt uns als Anarchist*innen im Jahre 2018 nur jenes an alle potentiell Verbündeten vorzuschlagen, was unsere alten Gefährt*innen schon vor über 100 Jahren vorzuschlagen wussten: die Herausbildung von eigeninitiativen Individuen; fähig, sich alleine all den konditionierten Ängsten und Zweifeln zu stellen; fähig, tief in sich drin den Drang nach Subversion zu spüren, zu pflegen, zu teilen und auszuleben; fähig, durch unvermittelte soziale Beziehungen verantwortungsvolle soziale Verbindungen mit gegenseitiger Solidarität aufzubauen; fähig, allein wie auch zusammen sich der Geschwürartig ausbreitenden Hörigkeit und dem damit zusammenhängenden "sozialen Zustand" der vernetzten Einsamkeit zu verweigern und ihn im Hier und Jetzt anzugreifen.

Dieser alte Vorschlag ist heute vielleicht dringender denn je, wollen wir die Grundlage für eine soziale Revolution, die in weiter Ferne zu liegen scheint, nicht verlieren.

"SICH ABSETZEN"
(Fortsetzung)

Anfang war sehr schwer, obwohl ich mir diese Eventualität mehrmals vorgestellt hatte, war ich weder psychisch noch materiell bereit. Ich hatte zum Beispiel keinen Ort, wo ich hingehen konnte und es war nicht einfach einen zu finden. Alle Gefährt*innen waren den Bullen bekannt und es war nicht gerade eine ruhige und günstige Zeit. Ich glaube, es hatten sich nicht wenige schleichende Ängste breit gemacht.

Die materielle und reelle Solidarität war schwierig umzusetzen und zu finden. Ich war traurigerweise davon betroffen und heute denke ich, dass das zukünftig ein Reflexionspunkt unter den Gefährt*innen sein sollte. Unter Reflexion verstehe ich, das Minimum an gemeinschaftlicher Projektualität umzusetzen, die einem/r Gefährt*in, der/die für eine Zeit verschwinden muss, erlaubt, nicht alleine mit seinen Problemen da zu stehen, und von allem ausgeschlossen zu sein, was er/sie zuvor mit den Anderen machte. Um auf mich selbst in dieser Zeit zurückzukommen, war es wichtig, dass ich überall, wo wir hingingen, diese kleine Sachen mitnehmen konnte, mit denen ich mich ein bisschen „zu Hause“ fühlen konnte: dieses besondere Buch, diese Kassetten, dieser Gegenstand (vielleicht bin ich ein bisschen fetischistisch), welche die Verbindung zu meinem vorigen Leben aufrecht erhielten. Abgesehen davon, gelang es uns, ein bisschen überall unbemerkt durchzukommen: ich präsentierte mich als Mutter, die ihr Kind an gesunde und erholsame Orte brachte. Es war Sommer und gewisse Orte wären für jede/n gesund gewesen! Es war der Teil, den ich im Griff hatte, obwohl ich sehr darauf achten musste, was ich über uns erzählte ohne in Widerspruch zu geraten, dass ich kohärent in dieser Rolle blieb und wirklich auf die winzigen und unbedeutendsten Details achtete. Man darf nie vergessen, dass die Menschen generell neugierig (ganz zu schweigen von den Besitzer*innen) gegenüber den neuen Bewohner*innen ihrer Gemeinschaft sind. Man kann außerdem nicht immer den gestellten Fragen (oft in Überzahl) ausweichen, da dies langfristig seltsam erscheinen kann. Zudem muss darauf geachtet werden, dass Fragen wie „Wo wohnst du?“, „Auf welche Universität gehst du?“, „Wo arbeitest du?“ oder auch manchmal unerwünschte Einladungen zum Essen in einer „normalen“ Situation äußerst ärgerlich sein können und man dann darauf mehr oder weniger problemlos auf unsympathische Weise oder desinteressiert antworten kann. Auf der Flucht ist dies nicht so, man muss alles erfinden. Die Anderen zu nahe an sich heranzulassen kann genauso gefährlich sein wie zu grossen Abstand zu bewahren. Es ist also ein heikles Spiel, wobei es, wiederholen wir uns, unausweichlich war, dieselbe Version für alle beizubehalten, ohne mich dabei zu sehr von meinem wirklichen Ich zu entfernen. Damit will ich sagen, dass es langfristig (ich war insgesamt sechs Jahre weg) unmöglich ist, nicht auf der ganzen Linie sich selbst zu sein. […]

Ich habe die Tatsache, außerhalb der Regeln, der Normalität zu leben, ohne einen Namen, einen Vornamen, eine Adresse oder Ausweisnummer zu sein, bis zu dem Punkt gelebt, dass sie die Kreativität, die Imagination, die Würde und die Wiederaneignung all dessen, was dir gehört, angeregt hat. Genauso wie dir die Zeit gehört, liegt auch die Art, Schwierigkeiten zu bewältigen und sie zu wählen, in deinem Verantwortungsbereich; die Entscheidung, in diesem Spiel die Katze oder die Maus zu sein, kommt dir zu, genauso wie der Moment, in dem du sagst: „Jetzt ist Schluss!“. […]